© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

2. Die Menagerien in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

In dem ersten Jahreshefte für 1847, Seite 87—126, habe ich versucht, die beiden Thiergesellschaften zu schildern, welche zu Anfang jenes Jahres hier überwinterten; die wohlwollende Nachsicht, mit welcher jener Aufsatz aufgenommen wurde, gibt mir den Muth, auch für die Nachfolger derselben einige Blätter dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen.

I. Matthias Hüntgen's seltsamer Omnismus aus erbfeindlichen Thieren.

Montag den 13. December 1847 eröffnete Herr Hüntgen aus Düsseldorf seine unter diesem Namen angekündigte kleine Bude auf dem Wilhelmsplatze. In der Mitte derselben befand sich ein 3 Fuss über dem Boden erhöheter viereckiger Käfig, 15 Fuss lang, 10 Fuss breit und 6 Fuss hoch, aus dickem Eisendrath so eng geflochten, dass man keinen Finger durchstecken konnte, mit einer Thüre, mehreren Fenstern vom gleichem Drathgeflechte und sieben wie in Vogelbauern querüber gezogenen Stangen, von welchen vier tiefere den ersten, die übrigen den zweiten Stock der Behausung darstellten.

Um den Käfig zog sich als erster Platz für die Zuschauer ein freier Gang herum, links diente ein durch eine Bretterwand getrennter Raum als zweiter Platz und dem Eingange gegenüber befand sich der Ofen, welcher die wohlverwahrte Hütte wärmte und zugleich zum Kochen der Speisen für den Eigenthümer und seine Familie diente.

In dem Käfig befanden sich:

Ein männlicher Makako (*Inuus Cynomolgus Wagner*) aus Java.

Ein Waschbär (*Procyon Lotor Illiger*) aus Nordamerika.

Ein schöner männlicher Wolf (*Canis Lupus L.*) aus den Vogesen.

Vier Hunde, ein grosser, schwarz und weiss gefleckter Spitzer, ein weisser, langhaariger Pommer und zwei noch ganz junge schwarze Spitzer.

Ein alter männlicher Fuchs (*Canis Vulpes L.*) von deutscher Herkunft.

Zwei Katzen, ein ungewöhnlich grosser, oben glänzend schwarzer, unten weisser Kater, die andere grau mit schwarzen Streifen, wie die wilden Katzen.

Eine schwarzgraue ächte Hausratte (*Mus Rattus L.*) aus Heilbronn.

Zwei graue Kaninchen (*Lepus Cuniculus L.*).

Ein röthlichgrauer Ziegenbock mit schwarzem Rücken.

Ein Schaf.

Ein schöner rother Geier (*Vuttur fulvus L.*) aus Aegypten.

Ein junger Seeadler (*Falco ossifragus L.*) aus Nord-Europa.

Zwei deutsche Weihen (*Falco Buteo L.*).

Ein sicilianischer Uhu (*Strix Ascalaphus Savigny*) in Antwerpen angekauft, Kopf und Rücken schwarzbraun, Hals, Brust und Bauch hellbraun, alle Federn mit dunkleren Querstrichen, die Füsse mit dichten isabellfarbigen Federn bis an die Krallen bedeckt.

Ein deutscher Waldrabe (*Corvus Corax L.*).

Zwei Schwalbentauben.

Drei Haushähne.

Eine weisse Gans.

In Allem 27 Thiere, nämlich 15 Säugethiere und 12 Vögel.

Auf die Frage, wie er zu dieser sonderbaren Gesellschaft gekommen, erwiederte mir Herr Hüntgen, er habe früher die Messen mit einem Kabinet von Wachsfiguren bezogen, da habe man ihm einen alten Fuchs gebracht, welcher in einem Fuchseisen gefangen worden sei, wie man noch an dem Ueberbein eines Vorderfusses sehen könne. Zu diesem Fuchse, der, seinen Tod erwartend, sehr furchtsam und niedergeschlagen gewesen sei, habe er eine Gans eingesperrt, dem Fuchse reichliche Nah-

rung gegeben und beide sieben Tage lang von Morgens bis Abends ununterbrochen beobachtet und gehütet, Nachts aber getrennt; dann habe er sie allmälig immer länger allein und zuletzt auch des Nachts beisammen gelassen. Als nun der Fuchs keine Mordlust, die Gans keine Furcht mehr gezeigt, habe er sie in einem Käfig mitgenommen und um eine kleine Gabe vorgezeigt. Der Gedanke habe vielen Beifall gefunden und dieses ihn veranlasst, ihn immer weiter auszudehnen. Fuchs und Gans seien nun die schon sieben Jahre beisammen wohnenden Aeltesten der Gesellschaft, welche sich in ihr Gebiet von 150 Quadratfuss so getheilt hat, dass die meisten Mitglieder ihre bestimmten Wohnplätze haben: der Uhu sitzt rechts auf der dritten Stange vom Ofen an gerechnet, der Geier auf der vierten, der Adler auf der sechsten und die beiden Weihen auf der siebenten und letzten. Wolf, Waschbär und Gans halten sich meist an der kälteren Thürseite auf, der Fuchs genau im Mittelpunkte des Bodens, Affe, Katzen, Kaninchen, Ratte und junge Hunde an der warmen Seite gegen den Ofen, die unstätesten sind oben der Rabe, unten Bock und Schaf.

Da der Boden mit Eisenblech überzogen ist, so legen sich nur Wolf, Fuchs und Waschbär mit ihrem dicken Pelze gerne darauf nieder, der Affe und die Katzen setzen sich lieber auf das hölzerne für die Ratte im Ofenwinkel aufgestellte Kästchen oder der Affe auf der ersten, die Katzen auf der vierten Stange zu den Vögeln. Bock und Schaf legen sich nur des Nachts auf das dann hinein gestreute Stroh nieder.

Zwei weisse Mäuse, drei Meerschweinchen, ein deutscher Uhu und ein Fasan, sämmtlich hier gekauft, befanden sich als noch nicht eingeschult in besondern Behältern ausserhalb des Käfigs.

Junge Füchse, erzählte Hüntgen, habe er nicht angewöhnen können, sie hätten spielen wollen, Anfangs leicht, dann immer stärker gebissen, bis Blut gekommen und die Mordlust erwacht wäre. Ganz anders der Wolf: ein neugebornes, noch blindes Paar Wölfe wurde im Walde gefunden und ihm von Nancy durch die Post in einem Kästchen geschickt; als er dieses öffnete, war das Weibchen schon todt, das Männchen, welches noch schwache Spuren von Leben zeigte, wurde durch warme Milch gerettet;

es ist jetzt acht Monate alt, beinahe erwachsen und so zahm und gutmüthig, wie ein Schäferhund, Herr Hüntgen nimmt ihn im Arm aus dem Käfig und setzt ihn ebenso wieder hinein, der grössere Hund spielt oft mit ihm, bellt und beisst, ohne dass er es erwiedert und der Bock geht muthig mit seinen kurzen, stumpfen Hörnern auf ihn los und jagt ihn weg, ohne dass er mehr thut, als mit offenem Rachen zu drohen. Oft spielt er auch mit dem Bock, welcher dabei die komischsten Stellungen annimmt; ich sah lange zu, so oft auch der Wolf zu beissen versuchte, traf er stets auf die vorgehaltenen harten Hörner und jeder Versuch, den Gegner zu unterlaufen und unter denselben zu fassen, wurde glücklich parirt.

Legte sich der Wolf Abends behaglich zur Ruhe nieder, so benützten ihn der Affe, die Katzen und die jungen Hunde, ja selbst der Waschbär als wärmenden Polster und legten oder setzten sich auf ihn; er liess es sich, durch sie gewärmt, gerne gefallen und nur wenn sie unruhig wurden, gab er durch Brummen und Gähnen sein Missbehagen zu erkennen.

Man hat schon viele Beispiele von Hauskatzen, welche mit Mäusen, Ratten, Eichhörnchen oder Kaninchen in Freundschaft lebten (Kaup's Thierreich Bd. I. S. 276), ebenso von Löwen und Hunden, aber selbst John Austin, welcher 17 Jahre darauf verwendete, Thiere entgegengesetzter Naturen an einander zu gewöhnen, ging nicht über Katze und Maus, Habicht und Sperling hinaus (Die Menagerie, aus dem Englischen von Kottenkamp, Stuttgart 1847, Bd. I. S. 16) und eine so bunte Gesellschaft, wie die des Herrn Hüntgen, scheint noch nirgends vereinigt worden zu sein. Er ist aber auch wie dazu geboren, verständig, freundlich und zutraulich, dabei furchtlos und kräftig, wo es gilt, Ordnung zu halten und Uebergriffe zu verhindern; so ist es seiner unermüdlichen Geduld gelungen, einen Grad von Civilisation zu bewirken, auf welchem jedes Einzelwesen im andern ein gleichberechtigtes erblickt und mit der Mordbegierde der Raubthiere auch die Furchtsamkeit der Pflanzenfresser völlig verschwunden ist. Merkwürdig fand ich es, dass diese Thiere sich auch in der Kost dem Menschen stark genähert hatten. Aus Neid, meinte Hüntgen, will jedes fressen, was das andere frisst, mir schien

es aber nicht Neid zu sein, sondern Nachahmungstrieb, mit dem dunklen Gefühle der Gleichheit im Hintergrunde. Am bildsamsten zeigte sich auch hierin die Hundegattung, Wolf und Fuchs frassen gerne Brod, letzterer auch Aepfel, und verzehrte der Bock mit gutem Appetit seinen Winterkohl, so trat der Wolf hinzu und versuchte, ob das Ding denn wirklich gut schmecke, was freilich für ihn nicht der Fall war. Der Waschbär verzehrte ohne Unterschied Obst, Brod, Zuckerbackwerk und rohes Fleisch und selbst der Affe das letztere. Hatte indessen eine gute Polizei den verderblichen Kriegszustand, Blutvergiessen und Mord aus der so verschiedengliedrigen Gesellschaft verbannt, so fehlte es dagegen um so weniger an Neckereien, Diebstählen und geringeren Gewaltthätigkeiten. Gleich bei meinem ersten Besuche wurde ein grosser Winterkohlbusch in den Käfig geworfen; der Affe, das egoistischste Mitglied des Vereins, bemächtigte sich sofort desselben und stieg damit auf eine Querstange hinauf; da bäumte sich der Bock und riss mit dem Kohl auch den Affen herunter, dieser passte nun den günstigen Augenblick ab, um dem Wiederkäuer, welcher auch die Vorderfüsse nur zum Laufen, nicht zum Festhalten brauchen kann, den Kohl zu stehlen, er wurde ihm aber von dem gewaltthätigen Kameraden zum zweiten Male auf gleiche Weise entrissen.

Als ich Abends wieder kam, wurde rohes Fleisch ausgetheilt. Dem trägen Geier wurde ein Stück auf die Decke des Käfigs geworfen, er bemerkte es nicht, wohl aber der Rabe, dem nichts von Allem entging, was sich in- und ausserhalb des Käfigs ereignete, und der sogleich daran zu zerren begann; nun verjagte der Geier den bösen Nachbar und zerrte mit halb geöffneten Flügeln so lange an dem Fleische, bis nur wenige kleine Reste noch am Gitter klebten, mit welchen sich dann der Rabe begnügen musste. Hierauf wurde einem Weihen ein Stück durch ein Fenster gereicht, er liess es aber fallen und der unten passende Wolf schnappte es in der Luft auf. Der Wärter gab jetzt dem Weihen ein zweites Stück und hielt die Hand mit dem eisernen Stabe bereit, den Adler zurückzustossen, welcher grosse Lust zeigte, dem Schwächeren die Beute zu nehmen; während aber dieser bedroht wurde, der Wolf vergebens passte, kletterte

der Waschbär das Gitter hinauf, die Stange entlang und stahl dem Weihen das Fleisch, so dass dieser erst das dritte Stück erhielt.

Eine Katze verzehrte behaglich ihr Stück Fleisch auf einer Stange, der Wolf versuchte einigemal, es ihr zu nehmen, sie gab ihm aber jedesmal ganz ruhig eine leichte Maulschelle mit der rechten Pfote, worauf er zurück ging; ebenso machte es der Affe mit dem Bock, welcher mehreremal ohne Erfolg den Versuch machte, ihm eine Kartoffel zu nehmen.

Den 14. December spielte Perdrix, der grössere Hund, viel mit dem Wolfe, dem Fuchs und dem Waschbären, er kam bellend heran und suchte durch einen Sprung den Kopf des Gegners unter seine Vorderfüsse zu bringen und niederzudrücken. Dann bellte und zerrte er so lange an dem Wolfe, bis dieser ihm einen Knochen überliess. Später vertrieb er den Wolf wieder von einem Knochen, ehe er aber diesen fassen konnte, fuhr ihm der Affe ins Gesicht und jagte ihn davon, den Knochen holte inzwischen der Fuchs. Der Wolf spielte jetzt mit dem Fuchs, der sich jedoch nicht sonderlich dazu aufgelegt zeigte, dann wandte er sich an einen der jungen Hunde, der ihn durch zorniges Kläffen abtrieb. Selbst die Gans fasste er mehreremal an einem Flügel, einmal wurde diese durch den Bock befreit, der seine Freude daran hatte, dem Wolfe hie und da einen tüchtigen Stoss beizubringen. Mein Sohn gab dem Geier einen Aepfelschnitt, dieser liess ihn fallen, der Rabe flog sogleich hinab, holte ihn und verzehrte ihn behaglich auf seiner Stange; als der Geier dieses sah, nahm er ein zweites Stück an und verzehrte es selbst.

Den 17. December. Der Waschbär richtet sich oft auf die Hinterfüsse auf, besonders um zu betteln oder zu fressen, er gebraucht dann die vordern Pfoten wie Hände und reibt Alles zwischen solchen, ehe er es frisst; heute balgte er sich mit dem Fuchse herum, richtete sich dabei zum Angriff auf, wie ein Bär, und wurde dann umgeworfen.

Den 22. December fanden wir den Bock unpässlich, man hatte ihn aus dem Käfig genommen und unweit des Ofens angebunden, der Gesellschaft fehlte das Mitglied, welches sie am

meisten belebte, dafür benahm sich der Waschbär besonders possirlich und spielte viel mit dem Affen, dem Wolfe und dem grösseren Hunde, wobei er sich wie eine Kugel wälzte, oft sass er auf dem Wolf und der Affe auf ihn, der Wolf spielte gerne mit ihm und zeigte dabei die prächtigen Zähne, der Affe machte es aber dem Wolfe zu bunt, so dass dieser einigemal auffuhr und bellte.

Grosses Vergnügen gewährte es den Zuschauern, als sich mitten in der grössten Verwirrung die Ratte, in Gefahr, von den plumpen Kämpfern zertreten zu werden, unter die Katzen flüchtete. Hier ist sie am sichersten, sagte Hüntgen, da diese nicht fest auftreten! Sie hatte eben ein Apfelstück verzehrt und wischte sich nun zwischen den Vorderpfoten der kleineren Katze behaglich den Mund mit den Vorderfüssen ab, dann sass sie der Katze auf den Rücken, lief über sie weg und schlüpfte zuletzt unter die grosse Katze, wo sie lange verweilte und nur zuweilen vergnügt hervorschaute. Diese Ratte war vor Kurzem gekauft worden und Anfangs noch sehr scheu, noch am 18ten war sie mit vieler Mühe aus dem Stroh in ihrem Kästchen mit dem eisernen Stabe herausgetrieben worden, wo dann die beiden jungen Hunde so eifrig über sie herfielen, dass ich glaubte, sie würden sie todt beissen; doch der Aufseher meinte, es sei nur, bis sie sich an einander gewöhnt hätten, und begnügte sich, die jungen Hunde, als sie es zu arg machten, mit dem Stabe wegzustossen. Es wurde nun von Zeit zu Zeit eine der Katzen, welche schon früher an ein paar Wanderratten aus London gewöhnt worden waren und zwei Jahre mit denselben gelebt hatten, in das Kästchen zur Ratte gethan, wo sie sich gegenseitig wärmten und so gute Freunde wurden.

Der Affe hatte früher in Ermangelung besserer Gesellschaft seine Neigung einem der Hunde zugewandt, machte der Wolf Miene, diesen zu beissen, oder der Bock, ihn zu stossen, so nahm sich der Affe herzhaft seines Freundes an und machte mit grosser Unerschrockenheit Angriffe auf den stärkeren, aber minder gewandten Gegner. Den 27. December brachte Hüntgen einen zweiten, erst halb erwachsenen Affen derselben Art in die Gesellschaft, der Anfangs als Neuling furchtsam, scheu und ruhig

war. Makako gab sich nun gar nicht mit den andern Thieren ab, die er sonst so häufig neckte und plagte, und hielt sich immer dicht neben dem neuen Freund auf einer Stange; diese Zuneigung zum neuen Gaste hinderte ihn jedoch keineswegs, nach allem Gebotenen zu greifen, es für sich zu behalten und dem Freunde gar nichts freiwillig zu überlassen, nur was der neue Affe schon in der Hand hatte, wurde ihm von dem andern nicht mehr genommen.

Die meisten Thiere frassen uns aus der Hand, bei vielen hielt es aber schwer, ihnen etwas zukommen zu lassen, weil die Zudringlicheren es fast jedesmal verhinderten. Der ärgste Bettler der Gesellschaft war der Bock; steckte ich die Hand in die Tasche oder zog gar etwas hervor, so stand er immer dicht vor mir, scharrte mit einem Vorderfusse und suchte mit grosser Hartnäckigkeit zu verhindern, dass ich mich zu einem andern Thiere wende. Das Schaf hielt sich immer dicht neben ihm, machte alle seine Bewegungen nach und suchte wenigstens zu erhaschen, was ihm entfiel, war aber auch hierin meist unglücklich, da ein Hahn und die Gans ihm gewöhnlich zuvor kamen, bot man diesen zwei etwas, so nahmen sie es mit grosser Heftigkeit und schluckten es möglichst schnell hinunter. Dabei benahmen sich die beiden Wiederkäuer höchst ungeschickt und rücksichtslos, indem sie, die Augen fest auf meine Hand heftend, bald ein Kaninchen, bald einen der jungen Hunde traten und Alles wegdrückten, was nicht bei Zeiten freiwillig Platz machte; nur dem Makako wichen sie aus, da er nicht nachgab und ihnen, wenn sie sich zu sehr näherten, mit der Hand ins Gesicht fuhr. Wolf und Fuchs benahmen sich viel anständiger, hatten aber auch, da meist Obst und Brod gereicht wurde, ein geringeres Interesse bei der Sache. Viel Klugheit zeigte der Waschbär, sich bald aufrichtend, bald bückend, gelang es ihm fast immer, das ihm Zugedachte zu erhalten, und wurden die Nachbarn zu zudringlich, so setzte er sich in ein Eck und liess sich aus solchem durchaus nicht vertreiben, hieher flüchtete er sich auch, wenn er etwas erhalten hatte, um es in sich eingerollt in Ruhe zu verzehren. Den harmloseren Mitgliedern der Gesellschaft etwas zukommen zu lassen, gelang uns gewöhnlich nur dadurch, dass der Eine die

Zudringlichen beschäftigte und der Andere indessen auf der andern Seite des Käfigs der Ratte oder den Kaninchen etwas zusteckte, was diese möglichst heimlich nahmen und versteckt verzehrten, doch so langsam und in so kleinen Bissen, dass ihnen oft noch vom Bock, Schaf, Affen oder Raben ein Theil davon abgenommen wurde.

In den obern Stockwerken war Makako derjenige, welcher am gewaltthätigsten Alles an sich riss und den Verkehr mit den andern erschwerte. Der kluge Rabe aber verstand jeden Wink und wusste mit Vorsicht, Ueberlegung und Ruhe das Zugedachte zu erlangen, nahm es dann in eine Pfote und pickte es stückweise heraus. Die Raubvögel verschmähten unsere Gaben und die Tauben waren zu sanft und zu schüchtern für die starke Concurrenz.

Da der Boden des Käfigs hier die Stelle der Erdfläche, die Querstangen die der Bäume vertraten, so war es mir anziehend, das Verhältniss der Gesellschaft zu beiden zu sehen. Die Raubvögel und die Tauben waren die entschiedensten Thiere der obern Regionen, sie kamen nie freiwillig herab und suchten auch herunter gestossen bald wieder die Höhe zu gewinnen; der Rabe und die Hähne waren vorherrschend oben, doch oft auch unten, die Gans war der einzige reine Parterrevogel. Von den Säugethieren verliess nur das Schaf auch mit den Vorderfüssen nie den Boden, Bock, Wolf, Fuchs und Hunde richteten sich öfters auf, indem sie die Vorderfüsse an die Wand, den Kasten oder die untern Stangen stemmten; sprangen auch zuweilen, wie die Kaninchen, auf den Kasten hinauf, einer kleinen Akropolis des Gebiets. Der Waschbär war ein sehr gewandter Kletterer, der am häufigsten die Stangen erstieg und ihre regelmässigen Bewohner herunter warf, doch ohne sich oben aufzuhalten, so dass er fast die ganze Zeit auf dem Boden lebte.

Den Katzen und der Ratte waren die Stangen ein sicherer Zufluchtsort, so oft die Akropolis von der untern Bevölkerung erstürmt wurde und nur die vierhändigen Affen betrachteten unter allen Haarthieren die dem Ofen nächsten Stangen als ihren angemessenen Wohnplatz.

Die unthätigsten Thiere der ganzen Gesellschaft waren die

Raubvögel, sie erhielten regelmässige Fleischportionen und mit dem Hunger fehlte ihnen auch jeder Antrieb zum Handeln, so dass man sie gewöhnlich unbeweglich an der gewohnten Stelle sah; so setzte sich heute ein Hahn ganz nahe neben den Uhu, ohne dass dieser auch nur nach ihm umgesehen hätte.

Während unseres Besuches am 28. December fingen die zwei jungen Hunde, welche sich am wenigsten in diese Welt zu schicken wussten, unter sich ernstliche Händel an; da trat der Wolf dazwischen, trennte sie mit der Schnautze von einander und gebot mit ernster Miene Friede, der auch sogleich eintrat. Bald darauf sahen wir das Schaf dem Wolfe ein Stück Brod aus dem Maule reissen, ohne dass dieser es im geringsten übel nahm.

Den 30. December vertheidigte die grosse Katze die Ratte sehr kräftig gegen den unruhigen Waschbären. Auch hatten wir heute wiederholt Gelegenheit, die grosse Aufregung zu sehen, in welche die ganze Gesellschaft geräth, wenn ein fremder Hund in die Bude tritt; alle Hunde fingen zu bellen an, Perdrix und der Wolf rasten im ganzen Käfig herum und stellten sich als Schutzwehr der andern ihm möglichst gegenüber, selbst die Vögel streckten den Hals, um nach ihm zu schauen. Um Menschen dagegen bekümmert man sich nur, wenn sie etwas aus der Tasche ziehen.

Am Sylvesterabend trafen wir die Thiere sehr unruhig an und Alles aus der gewohnten Ordnung gebracht. Hüntgen sagte, sie seien in vier Jahren nicht so unruhig gewesen, es stehe ein Schneesturm bevor. Uns schienen die bereits eingetretene gelindere Temperatur und Perdrix die Ursachen dieser Aufregung zu sein. Der Hund balgte sich mit dem Fuchse, dem Wolfe und besonders mit dem Waschbären, welcher ungemein viel Muth und Gewandtheit zeigte und seine Angriffe schief von der Seite anrückend ausführte, wobei er den dicht behaarten gewölbten Rücken als Schild vorhielt, mit der spitzigen Schnautze ein Bein des Gegners zu packen suchte und oft so fest fasste, dass er daran hängend von diesem fortgeschleift wurde; bald legte er sich auf den Rücken und kämpfte mit allen Vieren, bald stritt er von einer Stange herab.

Der muthwillige Makako liess wieder kein Thier in Ruhe, besonders schien ihm die Ratte zuwider zu sein; sie hatte sich, von ihm vom Kasten verdrängt, dem Schaf auf den Rücken gesetzt, da fasste er sie und warf sie auf den Boden, sie kehrte auf den Kasten zurück, aber auch von hier warf er sie herunter, sie kletterte nun am Gitter hinauf, er verfolgte sie und stiess dabei einen Weihen von der Stange herab, dieser aber griff ihn nun mit offenem Schnabel und geöffneten Flügeln so ernstlich an, dass er sich ganz verwundert zurückzog, was eine possirliche Scene gab.

Den 1. Januar 1848 hatte Hüntgen die meisten Thiere herausgenommen, weil der Geier sich verwundet hatte. Er war am vorigen Abend von seiner Stange herabgesprungen, hatte sich die mittlere Kralle des linken Fusses in der Ritze zwischen zwei Blechplatten des Bodens eingeklemmt und bei dem Herausreissen in der Mitte abgebrochen. Er blutete die ganze Nacht, Hüntgen besorgte, er möchte sich verbluten und erhielt von einem Apotheker Scheidewasser zur Stillung des Blutes. Der arme Vogel hatte nun heftige Schmerzen und viel zu leiden, da er sich nicht auf der Stange festhalten konnte, viermal herunter fiel, aber in der untern Region von den derben Bewohnern derselben so herumgestossen wurde, dass er immer wieder aufflog, um oben Ruhe zu suchen. Waschbär, Fuchs und Wolf wurden daher in die engen Reisekäfige gebracht, wo wir ruhige Fütterungs-Experimente machen konnten, welche unter andern das Ergebniss lieferten, dass der Wolf gerne Huzelbrod frass, der Waschbär an Lebkuchen viele Freude hatte.

Als später die Gesellschaft wieder beisammen war, hatten wir das Vergnügen, einer Fleischaustheilung zuzusehen. Die schwarze Katze sass auf der vierten Stange, dem Fleische, welches in der Bude hing, gerade gegenüber und solches unverwandt anschauend; hinter ihr die graue Katze, sie wurde einigemal verdrängt, kehrte aber immer bald wieder an die alte Stelle zurück. Als Hüntgen das Fleisch herabnahm, sprang sie auch herab, während ihre Nachbarin ruhig oben blieb. Jetzt eilten Hunde, Fuchs und Wolf hastig herbei, der Kater und der Waschbär, welche den ersten Platz besetzt hatten, wurden zurückge-

drängt, ersterer begnügte sich, durch lautes Miauen gegen diese Gewaltthätigkeit zu protestiren, nicht so der Waschbär, schweigend drückte er sich zwischen und unter den derberen Concurrenten durch und war, so oft er auch zurückgedrängt wurde, doch immer wieder vornen. Unterdessen zerschnitt Hüntgen das Fleisch und öffnete das Fenster, hatte aber viel zu thun, den Fuchs und den Waschbären, welche sogleich die Oeffnung besetzten und zugreifen wollten, abzuhalten. Endlich warf er das Fleisch hinein, ein Jeder griff zu und suchte ein ruhiges Plätzchen, um das Erlangte zu verzehren, selbst der Bock und der grössere Affe nahmen ein Stück, nur der jüngere Affe wollte keines! Die graue Katze, welche oben ausgeharrt hatte, bekam von Hüntgen ein besonderes Stück und konnte es ungestört verzehren, nicht so die grosse auf dem Boden, der Wolf war mit seinem grösseren Antheil schneller fertig geworden und nahm ihr nun den ihrigen. Als auch dieser hinuntergeschluckt war, wandte er sich zu dem Waschbären. Dieser vertheidigte es aber besser, und nachdem er in allen Ecken bald aufrecht stehend, bald eingerollt umsonst in Ruhe zu fressen versucht hatte, flüchtete er sich in den ziemlich hohen grossen Wasserkübel, brachte sein Fleisch unter Wasser, hing nur mit den Hinterfüssen am Rande und streckte von Zeit zu Zeit den Kopf heraus, um den drohenden Wolf und den passenden Perdrix abzutreiben. Unterdessen raubte der Rabe einem der zwei jungen Hunde sein Fleisch und wollte eben damit auffliegen, als der Wolf auf ihn losfuhr, erschreckt liess der Räuber die Beute fallen, der Wolf griff zu, war schnell fertig und umkreiste nun mit verdächtigen lüsternen Blicken das andere Hündchen, wurde jedoch durch den eisernen Stab des Aufsehers von Thätlichkeiten abgeschreckt.

Den 2. Januar hatten wir, so lange die Zuschauer Aepfel und Brod hinein reichten, das gewohnte Schauspiel der Concurrenz, wobei Bock und Schaf den Andern das Meiste vor dem Munde wegschnappten, den armen Kaninchen selbst buchstäblich aus dem Munde. Als nichts mehr gereicht wurde, folgten Spiele dem Brod. Der Wolf lag behaglich ausgestreckt an der gewohnten kühlsten Stelle des Käfigs, da begann eines der kleinen Hündchen ihn zu necken und an ihm zu zerren. Bald kam Perdrix

dazu, nun beunruhigte das Treiben den Nordamerikaner in seinem regelmässigen Spaziergange auf und ab längs der untern Käfigwand, einigemal drängte er sich durch, einigemal wich er aus, endlich wurde er aber in den Streit verwickelt und kämpfte nun mit der grössten Tapferkeit. Der Wolf drückte ihn gegen das Gitter, dass er schrie, er legte sich aber auf den Rücken und kratzte mit zwanzig Krallen zugleich. Der Bock sah ernsthaft zu und suchte seinen Freunden dadurch beizustehen, dass er dem Wolfe, so oft dieser im Vortheil war, einen tüchtigen Stoss mit den Hörnern gab; endlich stand der Wolf, welcher bisher liegend gekämpft hatte, auf und es entspann sich der komischste Kampf zwischen ihm und den Verbündeten. Er raste von einem zum andern im ganzen Käfig herum, der kleine Urheber des Streites wurde ein paarmal tüchtig getreten und flüchtete sich in einen Winkel des Käfigs, in die andern zogen sich die Kaninchen, Schaf und Gans zurück, was fliegen oder klettern konnte, hatte sich auf die Stangen zurückgezogen und schaute von oben auf die Kämpfenden herab, wie die alten Römer von den Sitzen ihres Amphitheaters, nur der Fuchs behauptete ruhig seinen Sitz im Centrum, mit weit aufgesperrtem Rachen jeden ernstlich bedrohend, der ihm zu nahe kam. Endlich flüchtete sich auch der Bock auf den von den Affen und Katzen verlassenen Rattenkasten hinauf, legte das Kinn auf eine Stange und schaute behaglich dem Kampfe zu, der von Perdrix und dem Waschbären mit steigender Hitze fortgesetzt wurde. Der Waschbär war weitaus der Heftigste und fuhr immer dem Wolf nach den Beinen, dieses sei, sagte Hüntgen, seine Angriffsweise gegen alle Thiere, denen er die Füsse entzwei beisse, worauf sie wehrlos seine Beute würden. Als der Kampf zu ernst zu werden drohte, trat der Herr der Thiere gebietend dazwischen; für Wolf und Hund genügte ein ernstes Wort, für den Nordamerikaner wurde der Aufforderung zum Frieden durch einen tüchtigen Puff mit der eisernen Gerte Nachdruck gegeben. Im Augenblick war Ruhe und Ordnung hergestellt, jedes begab sich auf seinen vorigen Platz, die Affen stiegen herab und promenirten auf der Wahlstatt und auch der Bock verliess seine erhöhte Stellung und gravitätische Haltung.

Als wir am 6. Januar eintraten, waren nur wenige Thiere im Käfig, Adler, Geier, Weihen, Hähne, ein schöner Fasan, zwei neue Tauben und die Katzen auf den Stangen, unten die Affen, Kaninchen, Gans, Schaf und Hunde, alles friedlich. Den sicilianischen Uhu konnten wir in seinem besondern Käfig genau betrachten, wir gaben ihm einige Apfelschnitte, er nahm sie mit einem pfeifenden hellen Schrei, biss kleine Stücke davon ab, schluckte sie aber nicht hinunter, sondern spie sie wieder aus, er hatte sie also wiederholt für essbar gehalten und sich erst durch den Geschmack, der wohl bei den fleischfressenden Vögeln feiner ist, als bei den Samenfressern, vom Gegentheil überzeugt. Nun wurde er in den grossen Käfig gelassen, Perdrix stellte sich ihm bellend und den Eingang verwehrend entgegen, er nahm aber gar keine Notiz von dem Hunde, sprang furchtlos hinein und schwang sich auf seinen gewohnten Platz hinauf. Hier erhielt er fünf Stücke Fleisch, grösser als Sperlinge, wovon er vier nach einander ganz hinunter würgte, nur das letzte fand er zu gross, nahm es, auf einem Fusse stehend, in die andere Pfote, die er wie die Papageien als Hand brauchte und zerrte mit dem scharfen Schnabel so viel davon herab, bis es auch verschluckt werden konnte. Er musste also recht hungrig gewesen sein, als er die Pflanzenkost nicht annahm.

Nun trat der Rabe ebenso furchtlos herein, der Fuchs hingegen versuchte zweimal umzukehren, aber von dem Gebieter bedroht, wählte er von zwei Uebeln das kleinere und machte mit weit aufgesperrtem Rachen einen Angriff auf den trotzigen Spitzer, es entspann sich ein Kampf, der so lange dauerte, bis der Waschbär eintrat und dem Händelsucher so viel zu schaffen machte, dass er den alten Fuchs in Ruhe seinen Platz einnehmen liess.

Endlich brachte Hüntgen den Wolf im Arme herbei, ihn bei den Ohren festhaltend. Gern und gewandt schlüpfte dieser durch das enge Fenster hinein und tummelte sich mit dem Hunde herum und mit dem Waschbären, der, schnell die Rolle wechselnd, als Verbündeter seines bisherigen Gegners sich fest an den Bauch des Wolfes klammerte und ihm hart zusetzte. Auch mit den Affen balgte sich der Waschbär, sie fürchteten ihn mehr,

als jedes andere Thier und der grössere hing mit den hintern Händen an die Stange, während er mit den vordern den kühnen Feind von oben herab anpackte.

Nur der Bock fehlte noch, ich fragte nach ihm, als Antwort zeigte man mir abgenagte Knochen im Käfig. Der Tod war ihm von der Seite gekommen, von welcher er ihn am wenigsten besorgt hatte. Er hatte viel Unruhe in dem Käfig verursacht, besonders auch in der höhern Gesellschaft, oft Vögel herunter gestossen, Hündchen und Kaninchen getreten, vielleicht selbst den Unfall des Geiers veranlasst, so half es ihm nichts, dass er am meisten zur Belustigung der Zuschauer beitrug, er wurde geschlachtet und seine ehemaligen Freunde und Kameraden verzehrten nun mit gutem Appetit sein Fleisch!

Den 10. Januar reiste die Gesellschaft nach Tübingen ab.

II. Huguet's Rhinozeros.

Zwei Tage nach Hüntgen eröffnete neben demselben der Franzose Huguet seine Menagerie, grossartiger, aber so leicht aus Brettern, Segel- und andern Tüchern zusammengesetzt, dass man darin empfindlich fror und das oben von der Sonne aufthauende Eis an vielen Stellen herabtropfte und auf dem Boden wieder anfror.

Auf der Nordwestseite durch einen Vorhang eintretend, erblickten wir auf der Südwestseite zuerst einen schönen männlichen Silber-Löwen oder Cuguar (*Felis concolor L.*) aus Paraguay, dritthalbjährig, einfarbig röthlichgrau mit dunkelbrauner Schwanzspitze, an Grösse, Gestalt und Lebensart dem Panther weit ähnlicher als dem Löwen. Er ging, so oft wir ihn auch besuchten, immer rastlos in seinem Behälter auf und ab, nur zum Fressen und Trinken stille haltend, fast immer schweigend, nur einigemal, besonders bei strenger Kälte, hörten wir ein klägliches mit kurzen Pausen wiederholtes Huau. Für seinen Wärter zeigte er grosse Anhänglichkeit, er blieb einst plötzlich stehen, als er ihn draussen reden hörte, horchte auf und blickte lebhaft nach der Thüre. Um 6 Uhr Abends nahm man ihm das Stroh, wobei er auf die Seite trat, dann auf den ausgekehrten Platz

hinüber ging, um die andere Seite auskehren zu lassen. Hierauf erhielt er warme Fleischbrühe (une tasse de bouillon), welche er zuweilen nicht annahm, oft aber auch, besonders wenn es recht kalt war, begierig trank, wobei er sich behaglich dazu niederlegte. Dann wartete er ungeduldig auf sein Stück Fleisch, das er nach einiger Zeit erhielt, und war er damit fertig, so begann wieder der Spaziergang.

Die nächsten Nachbarn des Silber-Löwen waren die Silber-Löwin, ebenfalls gegen drei Jahre alt, Dubi genannt, mit zwei fünf Monate alten, in dieser Menagerie gebornen Jungen, die Mutter dem Vater sehr ähnlich, die muntern Jungen mit hell kastanienbraunen viereckigen Flecken von der Grösse der Borsdorfer-Aepfel in regelmässigen Reihen auf grauröthlichem Grunde. Die Löwin war sehr aufmerksam auf Alles, was vorging, blickte die Zuschauer verständig an und freute sich, wie ihr Gemahl, als sie den Wärter vor der Bude hörte. Als der Aracanga nicht weit von ihrem Behälter auf den Boden herabflog, wurde sie ganz wild und begierig, wie eine Katze bei dem Anblick einer Maus, fuhr am Gitter hin und her und versuchte herauszulangen. (Nach Azara ist auch dem zahmsten Cuguar das Hühnerfangen nicht abzugewöhnen.) Die Mutter ruft den Jungen Ao, fast wie die Hauskatze, die Jungen haben eine helle pfeifende Stimme, sie spielten oft mit einander, umhalsten einander mit den Vorderpfoten und suchten sich umzuwerfen, zuweilen spielte die Mutter mit oder leckte sie, wobei sie den Rücken einbogen, wie zahme Katzen; mit grosser Leichtigkeit sprangen sie über die meist liegende Mutter weg oder an die Wand hinauf, sich in der Höhe mit den scharfen Krallen festhaltend. Einmal richtete sich Dubi auf und kratzte oben an der Wand des Behälters, sogleich sprang eines der Jungen auch hinauf und das andere machte es bald nach. Zuweilen wurde aus dem Spiele Ernst, sie warfen einander um, schlugen sich mit den Tatzen, eines fasste einmal das andere mit den Zähnen am Ohr und hielt es trotz seines Knurrens fest, bis der Wärter die Freilassung mit dem eisernen Stabe erzwang. Der Befreite griff sogleich wieder an und der Streit dauerte noch lange fort, während die auf und ab spazierende Mutter um und über sie hinüber

ging, ohne sich viel darum zu bekümmern. Ein andermal spielten die Jungen, während das Stroh herausgenommen wurde, mit dem eisernen Rechen, der eine wurde dabei von dem andern gekratzt und fing darüber ernstliche Händel an, da trennte sie die Mutter, gerade wie der Wolf die jungen Hunde, doch ohne denselben Erfolg, denn obschon sie sie zu besänftigen suchte und beide leckte, fing der Streit bald von Neuem an, nun schob sie den zornigeren zurück, er kletterte die glatte Bretterwand hinauf und blieb oben hängen, sie richtete sich aufrecht empor und zog ihn herab, nun griff er aber sie an, so dass der Wärter sagte: Wenn du deine Jungen nicht besser ziehst, wachsen sie dir über den Kopf. Er gab nun der Mutter rohes, den Jungen gesottenes Fleisch, gleich war Alles vergessen und die beiden Jungen verzehrten nach Katzensitte sehr verträglich mit einander ihr Nachtessen, die Mutter dagegen nahm nur drei Stückchen an und verschmähte trotz viermaligen Zuredens das Weitere; der Auftritt hatte ihr den Appetit verdorben. So friedlich ging es indessen nicht immer bei der Mahlzeit zu, die Jungen streuten oft ihre klein geschnittene Portion im ganzen Behälter herum, warfen das Trinkgefäss um und suchten der Mutter das ihr bestimmte aus dem Munde zu reissen, was ihnen auch oft gelang.

Den 13. Januar wurde kurz vor der Fütterung die Löwin zum Löwen gebracht, sie blickten sich zuerst verwundert an, zeigten die Zähne, knurrten und er gab ihr mit der Tatze einige Schläge auf den Kopf. Bald jedoch wurden sie ruhig, er legte sich nieder, sie lief aber herum, rief ihren Jungen, und als eines antwortete, richtete sie sich an der Wand auf, die sie von ihnen trennte und suchte auf jede Weise zu ihnen zu kommen. Unterdessen stand ihr dickköpfiger Gemahl auf und ging auf die Mahlzeit wartend dicht am Gitter auf und ab, sie that dasselbe, aber nun begegneten sie sich unaufhörlich und mit zwei oder drei Ausnahmen musste jedesmal sie ausweichen. Als das Fleisch endlich kam, legte er sich behaglich zur Mahlzeit nieder, sie aber wollte durchaus nichts annehmen. Endlich wurde die Thüre geöffnet, sie eilte zu ihren Kindern, wurde freudig empfangen und liebkoste sich erst satt, ehe sie sich endlich entschloss, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen.

Den dritten Behälter hatte ein Bisamschwein oder *Pecari* (*Dicotyles torquatus Cuvier*) aus Südamerika eingenommen, von der Gestalt eines wilden Schweines, aber kleiner, besonders kürzer, mit sehr dünnen schwarzen Füssen, die Vorderplatte des Rüssels rund, weissröthlich, die Borsten schwarz und weiss geringelt, nur auf einer schrägen Binde über die Schulter herab einfarbig hellgelblich. Von den grossen starken Eckzähnen bleiben die obern auch bei geschlossenem Maule unten sichtbar. Am Ende des Rückens sieht man eine haarlose, der Nasenplatte ähnliche Stelle, die Rückendrüse; der Schwanz fehlt. Es war ein reinliches, lebhaftes Thier, grunzte und schrie wie ein Schwein, erhielt als Futter in warmem Wasser angebrühte Rinde von schwarzem Brod, frass aber auch gern gelbe Rüben, Aepfel und Birnen.

Ich warf ihm einen Apfelschnitt zu, der aber aus dem Behälter wieder herausfiel, er verlangte ihn nun durch lautes Zusammenschlagen der Zähne, ich warf andere Stücke über ihn mitten in das Stroh hinein und er fand schnell auch die, welche er nicht sehen konnte, durch den Geruch. Als ihm der Wärter das Stroh wechselte, zog er sich in ein Eck zurück, klapperte ebenfalls mit den Zähnen und beroch den eisernen Rechen. Bei strenger Kälte vergrub er sich ganz im Stroh.

Ein Waschbär (*Procyon Lotor Illiger*) aus Nordamerika hatte das Unglück, seinen Behälter mit zwei javanischen Makako's (*Inuus Cynomolgos Wagner*) theilen zu müssen, was viele Händel gab. Er hat viel vom Dachse, ist ebenso grauweiss, das Gesicht weisslich mit einem schwarzbraunen Bande durch die Augen, der Schwanz ziemlich lang und buschig, schwärzlich geringelt. Seine Hauptnahrung war rohes Fleisch, er frass aber auch Aepfel, Birnen und Nüsse gern, weniger Kartoffeln und nur in Ermangelung besserer Kost auch Brod. Besonders lüstern war er nach süssen Sachen, schon Kalm erzählt, dass er sie über Alles liebe; Chokolade, Süssholzsaft, Zibeben, Springerle (Backwerk) und Lebkuchen nahm er noch begieriger, als das Fleisch. Als ich ihm eine Birne gab, rollte und rieb er sie lange zwischen den Vorderpfoten, welche er überhaupt so geschickt wie ein Eichhorn als Hände brauchte. Sah er etwas austheilen,

so streckte er eine Pfote bittend zum Gitter heraus. Erhielt er etwas, so flüchtete er sich eilig damit in ein Eck, kehrte sich mit dem Kopfe nach unten und verzehrte es so möglichst verborgen und ungesehen, selbst das rohe Fleisch, obgleich die Affen keine Miene machten, ihm dieses zu nehmen. Obst und Süssigkeiten versuchten sie dagegen oft ihm zu entreissen, worüber es heftige Kämpfe gab, in welchen beide Theile viel Muth zeigten. Er hatte dabei den Vortheil eines schärferen Gebisses und einer dichteren Behaarung, oft hielt er ihnen den gewölbten Rücken wie einen Schild entgegen, der alte Makako suchte ihn aber dann in die Ohren zu beissen. Gewöhnlich behauptete er seine Rechte, während er die ihrigen achtete und nie den Versuch machte ihnen etwas zu nehmen; einmal jedoch sah ich ihn den kürzeren ziehen, er schrie laut, verkroch sich in das hinterste Eck, legte sich, hier nochmals angegriffen, auf den Rücken, wehrte sich mit allen Vieren und es währte lange, ehe er wieder hervorkam und seinen gewohnten Platz vornen am Gitter rechts wieder einnahm.

Den „rothen Afrikaner“ oder Magot (*Inuus ecaudatus Geoffroy*), ein grosser Affe von strohgelber Farbe mit dunkleren Stellen, fleischfarbig-grauem Gesicht und Händen und fast unbehaarter schwarzer Brust, trafen wir beinahe immer in sitzender Stellung, die Arme auf den Knien ruhend. Bot man ihm etwas, so langte er ruhig darnach, zog man es aber wieder zurück, so schnitt er eine komische Fratze, zog den Mund hohl zusammen und liess ein drohendes Oh hören. Zuweilen kehrte er den Zuschauern den Rücken zu, diese streichelten und kratzten ihn, was er sich einige Minuten lang gefallen liess, dann hatte er genug, drehte sich rasch um und machte sein drohendes Gesicht; dieses wiederholte er oft mehrmals hinter einander.

Als Kost erhielt er, wie die andern Affen, Morgens um 9 Uhr warmen Kaffee mit Milch und Wecken, um 11 Uhr gekochte Aepfel, um 2 Uhr gesottene gelbe Rüben und Abends schwarzes Brod, zuweilen mit gekochten dürren Zwetschgen.

Wenn man ihm das Stroh wechselte, kletterte er an den Eisenstäben hinauf und sah gemächlich zu, wie man das alte Stroh herausnahm, das neue durfte man ihm nur oben hinein-

reichen, er nahm es ganz ordentlich, zog es herein und legte es unten zurecht.

Oft bettelte er, wie die Gefangenen in den Gefängnissen Italiens, indem er die Hand zum Gitter herausstreckte, gab man ihm etwas, so schob er es schnell in den Mund und streckte gleich die Hand heraus, noch mehr verlangend. Als ein Knabe mit einem ledernen Handschuh nach ihm schlug, gelang es ihm nach einigen vergeblichen Versuchen, den Handschuh zu fassen, worauf er ihn mit sichtbarer Schadenfreude in Stücke zerriss.

Zu einem Lapondre (*Inuus nemestrinus Geoffroy*) wurde in unserer Gegenwart ein weiblicher Affe derselben Art gebracht, der letztere protestirte heftig, klammerte sich fest an den Wärter an, schrie, und zwei Männer hatten Mühe, ihn loszureissen und in den Behälter zu bringen, er hatte nicht unrecht, da er nun völlig die Rolle des Unterdrückten spielen musste.

Der Alte suchte stets, wo er Jemand einen Possen spielen konnte, riss einem Knaben, der dem Gitter im Vorbeigehen zu nahe kam, die Kappe vom Kopfe und hatte immer Händel mit den Nachbarn. Obschon er den Magot weder sehen, noch erreichen konnte, war es genug, dass er ihn hörte, um wiederholte Versuche zu machen, ihn zu packen und nach ihm zu schlagen. Da sein Behälter sich unter dem der beiden Makako's befand, schlug er sich täglich mit ihnen herum, oder suchte das wegzufangen, was man ihnen geben wollte, einmal erwischte er auch die Pfote des Waschbären, wodurch dieser so vorsichtig wurde, dass er nie wieder unten nach etwas griff, sondern sich dazu aufrichtete. Hielt ich eine Nuss an der Scheidewand zwischen seinem Behälter und dem seines dritten Nachbars, eines braunen Pavians, so hinderte nicht, wie bei den grauen Pavianen, ein Bewusstsein gleicher Stärke beide am Zugreifen, sondern der Lapondre griff nach kurzer Zögerung zu, nun schlug der Pavian herüber, hielt aber dabei vorsichtig den Kopf zurückgezogen dicht an der Wand, um vor dem derberen Nachbar gedeckt zu bleiben. Oft trieb er die Bosheit so weit, wenn man ihm etwas reichen wollte, nicht nach dem Apfel, sondern nach der Hand zu greifen und diese blutig zu kratzen; dieses geschah besonders, wenn man sich Mühe gab, seiner Kamerädin etwas

zukommen zu lassen, worüber er sehr böse wurde. Er riss ihr auch das schon erhaltene aus den Händen heraus und schüchterte sie so ein, dass sie schon vor Furcht zu schreien anfing, wenn man ihr nur etwas geben wollte und zuletzt nur dann etwas nahm, wenn er von einer zweiten Person beschäftigt wurde, auch nur mit dem Munde, um es gleich in Sicherheit zu haben. Bei der Fütterung musste er mit einem Stocke gewaltsam genöthigt werden, sie in Ruhe zu lassen.

Eine gleiche Wirthschaft wurde in einem andern Behälter geführt, in welchem sich zwei Mohrenaffen (*Cercopithecus fuliginosus Fr. Cuvier*) und ein Halsbandaffe (*Cercopithecus Aethiops Fr. Cuvier*) befanden, die ersteren dunkel-bleigrau, mit röthlichgrauem Gesichte, letzterer von gleicher Farbe, aber mit einem weissem Bande um den Nacken und rothbraunem Scheitel, alle drei zeichneten sich durch weisse Augenlider aus. Auch hier tyrannisirte der ältere Mohrenaffe den jüngeren und beide mit einander den Halsbandaffen. Reichte man diesem etwas, so schrie er laut auf, sprang davon und der alte Mohrenaffe langte mit aller Bequemlichkeit zu, die Vorstellung der bevorstehenden Misshandlung knüpfte sich bei dem Unterdrückten so enge an den Anblick des Apfels, dass sie die des gehofften Genusses überwog; er schrie vor dem Streiche, wie der Hund bei aufgehobenem Stocke. Selbst bei der Fütterung hatten die Wärter Mühe, dem armen Halsbandaffen seine Portion zukommen zu lassen, da die Mohrenaffen oft die ihrige liegen liessen, um nach der seinigen zu greifen, nach der Fütterung aber waren sie voll Freundschaft, lausten einander und setzten sich zusammen, um sich warm zu halten.

Den 17. December wurde eine kleine Südamerikanerin (*Cebus Apella Desmarest*) zu den drei Ostafrikanern gebracht, sie benahm sich wie ein ungezogenes Kind, schrie jämmerlich, schüttelte heftig den Kopf vor- und rückwärts und rüttelte mit ihrem Händchen nach Kräften am Gitter. Die drei andern Affen sahen ruhig zu und der Wärter meinte, es sei nur, bis sie angewöhnt sei, allein sie wurde so geplagt, dass sie nach zwei Tagen wieder herausgenommen wurde.

Die letzte Affenwohnung enthielt einen grossen Pavian

(*Cynocephalus Sphinx Wagner*) aus Guinea, dunkelgelbbraun mit schwarzem Gesicht und Händen, hundeartig vorgezogener Schnauze, weissen Augenlidern und langem Schwanze, es war ein Weibchen, mit drei in Europa gebornen Jungen. Die Mama zeigte vielen Verstand, als ich ihr einen Apfel gab, der zu gross war, um durch das Gitter zu gehen, drückte sie ihn fest an solches an, biss das innerste Stück ab und drehte ihn dann so, dass die durch den Biss hervorgebrachte Verkleinerung des Durchmessers den Durchgang gestattete. Bei der Fütterung zeigte sich indessen immer der ächte Affen-Egoismus mit dem durchgreifenden Grundsatze, selber essen macht fett, und sie musste an der Kette festgehalten werden, bis ihre Kinder die ihnen zugetheilten Kartoffeln verzehrt hatten, sonst nahm sie ihnen unbarmherzig Alles weg; es gehört der Ueberfluss eines tropischen Himmelstrichs dazu, um bei einer solchen Behandlungsweise zu gedeihen. Die jungen Paviane waren drollige Thiere, bettelten mit der Hand zum Gitter heraus, zogen schnell an sich, was sie erhielten, steckten es gleich in den Mund und verbargen sich damit in einen Winkel, um es ungesehen zu verzehren, während die Alte sich behaglich auf den Vorderfüssen hin und her schaukelte.

Ich gab einmal einem dieser Jungen eine Nuss, er mühte sich vergeblich ab, sie aufzubeissen, nahm sie bald in die vordern, bald in die hintern Hände, drückte, drehte und rieb daran; als er darüber umpurzelte, lachten die Zuschauer, er nahm es aber so übel, dass er schreiend gegen das Gitter fuhr und sie angepackt hätte, wenn es möglich gewesen wäre; kam ein Kamerad zu nahe, so musste die Nuss schnell in die Backentasche wandern, bis die Gefahr vorüber war. Endlich gelang es doch einem Kameraden, die Nuss wegzunehmen, darüber entstand ein heftiger Streit, während dessen die Nuss auf den Boden fiel. Die Mutter langte ernsthaft zu, knackte die Nuss auf und verzehrte sie selbst, der geprellte Sohn aber sah sie dabei unverwandt an und untersuchte dann die weggeworfenen Schalen, ob nicht noch etwas daran geblieben sei.

Ist nichts zu essen mehr da, so ist die Mutter ganz zärtlich, sammelt ihre Kinder um sich und wärmt sich an ihnen.

Den 21. December wurde ein junger Lapondre oder Bruh

und den 16. Januar ein junger Makako in denselben Behälter gesetzt, aber von der herrschenden Familie völlig unterdrückt; selbst die jungen Paviane nahmen ihnen Alles weg, weil sie, obschon an sich die schwächeren, der kräftigsten Unterstützung durch die Mutter gewiss waren.

Den 15. Januar kam ein Dachs in eigenem Behälter hinzu, er schlief aber beständig wie ein Dachs.

Ueber den Haarthieren befand sich eine Reihe gefiederter, der aschgraue Papagei (*Psittacus erythacus L.*) aus Westafrika, ein kleiner grüner Papagei mit rothgelbem Unterleib, dunkelgrauem Kopfe, schwarzem Schnabel und Füssen, vom Senegal (*Psittacus senegalus Latham*), der Müller von Cayenne (*Psittacus pulverulentus Latham*), dann zwei grüne Papageien mit rother Stirne, weisser Schnabelwurzel und Augenkreisen, hellem Schnabel und Füssen, aus Haiti (*Psittacus dominicensis Latham*), endlich ein grüner Papagei mit weisser Stirne und Scheitel, rother Kehle und blauen Schwungfedern, aus Jamaika (*Psittacus leucocephalus L.*), alle in Käfigen und bei der herrschenden Kälte ruhig und still, so dass sie kaum zu einer andern Bemerkung Anlass gaben, als dass ihre Kost und ihr Geschmack völlig die der Affen sind, eine Aehnlichkeit weiter zwischen diesen beiden baumbewohnenden, schon oft mit einander verglichenen Thierfamilien. An den kältesten Tagen blieben sie auch den Tag über in der warmen Stube des Gasthofs. Etwas lebhafter waren zwei rothe Ara aus Südamerika (*Psittacus Macao L.* und *Psittacus Aracanga Latham*), sie schaukelten sich im Freien auf zwei Ringen, liessen sich oft hören, bettelten und wurden unruhig, wenn die andern Thiere gefüttert wurden. Alles, was wir ihnen boten, nahmen sie mit dem Schnabel und dann erst aus dem Schnabel in die Pfote, wie der Rabe. Dieses thun wohl alle Vögel, welche die Füsse als Hände brauchen, und ich sah nie einen mit dem Fusse etwas nehmen, wie die Affen.

Die ganze hintere Hälfte der Menagerie nahm der grosse, auf Räder gestellte Behälter eines Nashorns (*Rhinoceros javanus Cuvier*) ein, dessen eng mit der seines Wärters verbundene Geschichte von letzterem, einem Franzosen Namens Carrière, so erzählt wurde.

Carrière sei als Soldat in Algerien mit sieben Kameraden von den Arabern gefangen worden, fünf von ihnen sei gleich der Kopf abgeschnitten worden, er habe ein gleiches Loos erwartet, sei aber mit den beiden Andern zu Abd el Kader gebracht worden. Dieser habe gesagt, es seien intelligente Leute, man solle sie gut behandeln. Er sei nun als Dolmetscher im Gefolge Abd el Kader's geblieben, Fanatiker hätten aber den Fürsten oft aufgefordert, die Giaours hinrichten zu lassen und in der Besorgniss, sie möchten einmal Gehör finden, sei er in einer Nacht bei Oran entflohen und habe unbemerkt die Küste erreicht. Hier habe er auf der See zwei Schiffe erblickt, am Ufer ihre Böte und um Aufnahme gebeten. Es seien Holländer gewesen, er sei in ihre Dienste getreten und mit ihnen nach Sumatra gekommen. Hier sei er in die Dienste des holländischen Gouverneurs getreten, dieser sei nach anderthalb Jahren gestorben und seine schöne Menagerie versteigert worden. Er habe mit Beistand eines wohlhabenden Freundes das vor 31 Jahren in den nahen Sümpfen gefangene Nashorn gekauft und sich mit demselben nach Europa eingeschifft. In der Sundastrasse seien sie von einem heftigen Sturme überfallen worden, das Thier sei dadurch so unruhig geworden, dass es die Schiffsdecke über seinem Kopfe aufgebrochen habe. Der Kapitän habe nun erklärt, er könne die Bestie nicht mitnehmen und werde sie auf den Prinzeninseln an das Land setzen, er habe aber dem Kapitän vorgestellt, dass er ihn dadurch ganz unglücklich machen würde und den Vorschlag gemacht, dem Thiere das Horn abzusägen, worauf es keinen Schaden mehr werde anrichten können; man habe nun den Kopf des Thiers mittelst starker Seile und Flaschenzüge an die Schiffslucke heraufgezogen, fest gemacht und ihm mit grosser Mühe das 35 Pfund schwere Horn abgesägt.

In Paris sei sein Nashorn, angeblich um 140,000 Franken, für den Jardin des plantes angekauft worden und ihm dabei gestattet worden, noch einige Monate damit herumzureisen. In Brüssel sei ein Grenadier in den Behälter getreten, das Nashorn habe sogleich zurücktretend die Thüre gesperrt und hierauf ganz ruhig den Grenadier gegen das Gitter gedrückt, dass ihm alle Rippen zerbrachen. Der Unglückliche habe furchtbar ge-

schrieen und sei noch lebend in ein Spital gebracht worden, aber bald darauf gestorben. Ein anderes Mal habe das Thier das Gitter gesprengt, ohne jedoch den Behälter zu verlassen.

Der gedruckten Ankündigung nach soll dieses Nashorn, der Riese Jotete genannt, 14′ lang, beinahe 8′ hoch sein und über 19′ im Umfange messen. Der Aufseher war bescheidener und gab uns 12′ Länge, 6½′ Höhe und 16′ Umfang der Mitte an, was mir in Pariser Fuss das Richtige schien. Sein Gewicht sei 6000 Pfund, es verzehre alle 24 Stunden 300 Pfund Futter.

Es war ein äusserst plumpes Thier mit kleinen Schweinsaugen, ungeheuer faltigem Halse und drei abgegliederten harten Panzern für die Schultern, die Seite und die Schenkel, die dicke Haut war ganz ohne Haare, hart, warzig areolirt und erdfarbig, wo die Luft sie berührt, in den Falten weich und blassröthlich. Beim Anfühlen fand ich sie rauh wie Eichenrinde und sehr warm. Nur die Spitzen des ziemlich kurzen Schwanzes und der Ohren waren mit dicken, aber nicht dichten, schwarzen Borsten besetzt. Die verhältnissmässig kleine Schnauze war vornen stumpf vieeckig, mit einem kurzen, dem Finger des Elephantenrüssels entsprechenden, ebenso beweglichen Haken. Das Innere des Rachens sammt der flachen, breiten und weichen Zunge waren hell rosenfarbig, oben sah ich zwei grosse, schief gerichtete, nicht aus dem Zahnfleische hervorragende Zähne und im untern Kiefer glaubte ich einmal ein gleiches Zähnepaar gesehen zu haben. Die untere Lippe schien mir breiter, der Rüssel kürzer zu sein, als bei dem früher gesehenen indischen Nashorn; die Stelle des Horns vertrat ein dicker, abgeschliffener Wulst, der Kornak behauptete, das Horn werde wieder wachsen, aber schief, weil das Thier es links am eisernen Gitter stärker abwetze, als rechts an den Brettern. Der Bauch war rund und aufgetrieben, was man bei Pferden einen Heubauch nennt, die Füsse kurz, dick und dreihufig.

Es war sehr träge, bewegte sich langsam und wollte sich immer niederlegen, um zu schlafen, wurde aber vom Wärter zum Aufstehen genöthigt, weil es, wenn man es bei Tag schlafen lasse, in der Nacht zu unruhig sei.

Ich warf ihm eine Birne zu, es fand sie gleich, verzehrte

sie mit gutem Appetit und verlangte noch mehr; hiebei benahm es sich genau wie der Elephant, sah mich unverwandt an, folgte mit dem Blick allen Bewegungen der Hand, sperrte das verhältnissmässig kleine Maul mit emporgehaltenem Kopfe so weit als möglich auf und schlug den Rüssel zurück, was bei ihm gerade nicht nothwendig gewesen wäre. Zögerten wir zu lange seinen Wunsch zu befriedigen, so liess es zuweilen ein leises, dumpfes Muh hören, den einzigen Ton, den wir von ihm vernahmen, vielleicht sein Lockton. Im Zorn schweigt und handelt es. Hatten wir nichts mehr zu geben, so merkte es das Thier bald und verlangte auch nichts mehr. Da der Elephant das ihm in den Mund geworfene Obst immer geschickt aufgefasst hatte, versuchte ich, ob es demselben auch hierin gleiche, fand es aber viel ungeschickter, ich warf ihm dreimal eine Birne hinein, es liess sie jedesmal herausrollen, ohne auch nur den Versuch zu machen, das Maul zu schliessen, und las sie erst nachher vom Boden auf, wo es auch kleine Apfelschnitte geschickt mit dem Rüsselfinger auffasste und elephantenmässig in den Mund schob. Erst später brachte ich es durch wiederholte Versuche dahin, dass es wenigstens die Mehrzahl der zugeworfenen Aepfel auffing, so dass es ihm vielleicht nur an der Uebung gefehlt hatte. Seine Hauptnahrung war Heu, dann genetzte Kleie, Haber, schwarzes Brod, gekochte Kartoffeln und gelbe Rüben. Zum Trinken erhielt es zwei Kübel voll lauen Wassers, es senkte die Schnauze hinein und trank mit einem ruhigen, leisen Schlürfen, wie ein Pferd, ging das Wasser auf die Neige, so drückte es auf eine Seite des Kübels, dass er schief stand und das Wasser sich im Eck sammelte. Einmal war das Wasser zu warm, da warf es den Kübel zur Oeffnung hinaus, dass es eine Ueberschwemmung in der ganzen Bude gab. Dazwischen leckte es zur Unterhaltung an den eisernen Stäben seines Behälters, welche davon ganz rostig geworden sind, oder wetzte sein Horn und schlug damit rechts und links, wie der Schlegel einer Glocke.

Der Wärter ging fast bei jeder Explication zu ihm hinein, rief ihm Schiroff, streichelte es und fasste die Theile an, die er erklärte. Als es einst nicht gleich auf den Ruf aufstand, gab Carrière ihm einen Hieb mit der dünnen Reitgerte, die er in

der Hand trug, da fuhr es zusammen, wie ein Pferd auf einen Peitschenhieb, und sprang rasch auf; ich fragte den Wärter, wie das Thier bei der dicken Haut so empfindlich sein könne; er versteht, was ich will, war die Antwort.

Am 19. December war das Nashorn bei übler Laune und machte den Versuch, sein Manoeuvre mit dem belgischen Grenadier an Carrière zu wiederholen. Während dieser uns die Theile seines Kopfes zeigte, ging es rückwärts, versperrte den Ausgang und begann darauf den Wärter gegen das eiserne Gitter zu drücken, dieser war aber auf solche Fälle schon gefasst und kletterte rasch an dem Gitter hinauf, wartete oben, bis die Thüre wieder zugänglich war und ging dann hinaus; es schien uns doch mehr Unverstand, als Bosheit in dem Benehmen des Thieres zu liegen oder sein Zorn sich sehr bald gelegt zu haben.

Das letztere bestätigte ein zweiter Vorfall. Als am 12. Januar die Bude sehr mit Zuschauern angefüllt war, wurde es wild und fing ein solches Gepolter an, dass Carrière, da es auf sein Schelten nicht ruhig wurde, es für nöthig hielt, ihm durch das Gitter einige derbe Rippenstösse mit dem Stiele der Ofengabel beizubringen. Es suchte vergebens auszuweichen, lief vor- und rückwärts und warf den Kopf auf und nieder, als wollte es mit seinem Horne angreifen, als aber Alles nichts half, wurde es ruhig; bald darauf streckte Carrière die Hand zu ihm hinein, es liess sich ruhig streicheln, der Wärter ging nun zu ihm hinein und führte kaltblütig und unbesorgt die gewohnte Erklärung bis zum Ende durch, und das gezüchtigte Riesenthier benahm sich dabei frommer und geduldiger, als je zuvor.

III. Die Schlangen der Madame Poncet.

Die Weihnachtsmesse 1848 brachte den Stuttgartern zwar drei Schaubuden mit fremden Thieren, doch alle von geringerer Bedeutung.

Vom 15. December bis Neujahr sah man auf dem Wilhelmsplatze einen grossen Wagen mit Thüre und Fenstern, von innen gesehen einer Schiffskajüte oder einem Dampfwagen ähnlich, mit Bänken an beiden Seiten. In der Mitte stand auf einem Kasten

mit warmem Wasser ein mit einem dicken wollenen Teppich bedeckter Käfig. Madame Poncet nahm den Teppich ab und wir erblickten durch das doppelte Drathgeflecht eine etwa 5 Fuss lange nordamerikanische Klapperschlange (*Crotalus Durissus L.*), gelblich, mit schwarzer rautenförmiger Zeichnung den Rücken entlang, wie bei den Vipern. Sie hatte sich vor Kurzem gehäutet und war wegen der erhöhten Temperatur ihres Behälters lebhafter, als alle von mir früher gesehenen. Sobald sie uns erblickte, begann sie zu klappern, der leise Ton glich am meisten dem Knistern eines Blattes Flittergold und ist berühmt als Drohung und Warnung. So entspricht er dem lauten Zischen, welches man nach Friwaldsky von den angegriffenen Vipern hört, während alle Schlangen ohne Giftzähne völlig stumm sind, wie die Saurier. Sie hob sich mit dem Vorderleib in die Höhe, folgte den Bewegungen einer vorgehaltenen Hand und fuhr mit Heftigkeit nach dem von einem der Zuschauer dem Gitter genäherten Finger, so dass das Doppelgitter gar keine überflüssige Vorsicht war.

Jetzt wurde eine Kiste geöffnet; diese enthielt einen mit warmem Wasser gefüllten zinnernen Behälter und auf demselben zwischen zwei wollenen Decken die gewöhnliche Riesenschlange der Menagerien aus Java (*Python Tigris Daudin*). Die Gebieterin nahm sie heraus, hob sie in die Höhe und schlang sie sich um den Leib, den Hals, die Arme in Stellungen, welche lebhaft an die Gruppe des Laokoon erinnerten. Die Schlange blickte sie dabei an und züngelte lebhaft mit der hellrothen langen, kaum bis zur Hälfte gespaltenen Zunge. Mad. Poncet verlangte von ihr einen Kuss, da erhob sie den Kopf bis zu ihrem Munde und berührte solchen mit der Schnauze; ein anderes Mal zeigte sie sich weniger folgsam und bog den Kopf dem rothen Vorhang zu, sie wurde ausgezankt, ihr Kopf ein paar Mal an den Vorhang gestossen und nun gehorchte sie wieder.

IV. Scherrer's Riesenpferd.

An der benachbarten Bude lud Herr Ferdinand Noa Scherrer vom 18. bis 31. December durch einen kolossalen Anschlag zur

Beschauung eines Riesenpferdes ein, was auch von Reitern und Pferdekennern fleissig geschah. Ich fand wirklich einen prächtigen Braunen von schönen Verhältnissen, mit wahrhaft antikem Schwanenhals und bei dem zierlichen Bau eines Kutschenpferdes an Grösse alle Güterwagenpferde weit überragend. Es soll aus Lausanne stammen, 6 Jahre alt sein und mass etwas über 20 Faust, 8′ 2″, während sonst 18 Faust als die äusserste Grösse eines Pferdes angegeben wird. Dabei war es so fromm, dass jeder Zuschauer es berühren konnte.

Als Gegensatz sah man ein Zwergpferd, wahrscheinlich ein schottischer Pony; ferner liefen frei herum ein „ägyptisches Schaf“, dessen Wolle der der Angoraziege ähnelte, mit wagerecht abstehenden, scharfkantigen, spiralförmig gedrehten Hörnern, und ein riesiger „Hammel aus Italien“, dessen Gewicht zu 268 Pfund angegeben wurde, der Anschlagzettel nannte diesen einen Barcu, so heisst aber in Sicilien die Winterlevkoje.

Eine Reihe Käfige enthielt viele Papageien, drei Amazonen (*Psittacus amazonicus L.*), drei gewöhnliche grüne Papageien (*Psittacus aestivus L.*) und einen weissköpfigen (*Psittacus leucocephalus L.*), alle nahmen von jedem Zuschauer friedlich mit dem Schnabel Brod und andere Sachen an, unter sich hatten sie aber öfters Streit und suchten dann den Gegner in die Füsse zu beissen oder seine Zunge zu fassen. Drei Kakadus (*Psittacus sulfureus L.*) verhielten sich wegen der Kälte sehr ruhig, ebenso zwei Makakos (*Inuus Cynomolgos Wagner*), die halb im Stroh vergraben und dicht an einander gelegt sich warm zu halten suchten. Zwei schöne Saguine oder Uistitis (*Hapale Jacchus Illiger*) aus Südamerika, klein, graumelirt, mit langem, ziemlich dicken, schwarz und weisslich geringelten Schwanze und grossen weissen Haarbüscheln an den Ohren, vermissten ebenfalls schmerzlich ihr Tropenklima, in die warme Stube gebracht thauten sie bald auf, sprangen lebhaft herum und schrieen viel; ihr Geschrei glich einem durchdringenden Pfeifen.

Endlich zeigte uns der beredte Explikator einen „Steinmops aus Sibirien, welches Thier Hände hat wie ein Mensch, und Augen wie eine Nachteule, und das giftigste unter allen Säuge-

thieren ist," eine Erklärung, welche selbst einer Erklärung bedarf.

Es war ein asiatisches Thier, als Nachtthier der Tropenländer, wo auf den heissen Tag eine sehr kühle Nacht folgt, mit einem lockern, aber reichlichen und wolligen Pelz von unscheinbaren Farben versehen, wie die Polarthiere, in der Kleidung einer Schildwache zur Nacht, wie der geistreiche Bell sagt, so musste es also wohl aus Sibirien sein; es hatte sogar vier Hände, brauchte indessen gewöhnlich nur die zwei vordern wie ein Mensch, und seine grossen bei Nacht leuchtenden, bei Tage halb geschlossenen Augen mit in die Länge gezogenem Augenstern glichen wirklich auffallend denen anderer Nachtthiere, der Eulen und Katzen; bekannt ist ferner die Antipathie vieler mehr fühlenden als denkenden Menschen gegen alle Nachtthiere, besonders die der höhern Klassen, und so ist es begreiflich, dass unser guter Explikator und mit ihm der gläubigste Theil seiner Zuhörer, ohne eine Ahnung davon, dass kein warmblütiges Thier giftig ist, die Katzen und Fledermäuse für giftig und ein noch nächtlicheres Thier für noch giftiger halten konnte; endlich hatte die aufgestülpte Mopsnase den Erklärer veranlasst, den Namen Stenops (*tardigradus Illiger*) als Steinmops aufzufassen.

Es war übrigens ein ungünstiger Umstand, dass wir diesen Lori nur bei Tag und strenger Kälte zu sehen bekamen. In der Grösse zwischen einer Katze und einem Eichhorn die Mitte haltend, hellbräunlich, über den Rücken ein dunklerer, einen halben Zoll breiter Streif, ein weisser über Nase und Stirne, die grossen Augen scheinbar noch viel grösser durch einen dunkelbraunen Ring um jedes derselben, die Hände röthlich, die Finger auffallend dick, hielt er sich bald mit allen vier Händen, bald nur mit einer oder zwei am Gitter seines Käfigs angeklammert, möglichst angedrückt, um die haltenden Hände mit dem Leibe zu wärmen, und schlief in sich eingerollt, den Kopf gegen die Brust gesenkt und durch die Vorderfüsse bedeckt. Wenn der Explikator ihn mit einem Stock stiess, um ihn zu wecken, hörte man einen sanft klagenden Seufzer, dann rollte er sich auf und sah uns mit einem schüchternen, um Ruhe flehenden, rührenden Blicke an, der mir auch am Brillenmaki aufgefallen war.

Gegen Abend erwachte er von selbst, fing an sich zu lecken und zu putzen, und ging langsam auf einen Stab in den Hintergrund des Käfigs, wo er wieder einschlief. Seine Bewegungen waren immer sehr langsam und völlig unhörbar. Als die Kälte zunahm, liess man die zwei Uistitis zu ihm hinein und verschloss die Vorderseite des Kästchens mit einem Glase, die Aeffchen vergruben sich unten im Heu, er blieb oben, Alles friedlich und ernst.

V. Worell's Seehunde.

Zwischen den beiden erwähnten Schaubuden sah man vom 18. December 1848 bis 2. Januar 1849 eine dritte; Trommel, Trompete und Schiffsglocke luden zum Besuche bei drei „Seelöwen oder Meertiger" ein, und in der Bude spielte in den Pausen eine Drehorgel. Ich trat ein und fand einen länglich viereckigen, etwa 16′ langen, 6′ breiten und 4′ hohen Kasten mit $1\frac{1}{2}$′ tiefem Wasser. Ein Fallrechen trennt dieses Becken quer in zwei gleiche Hälften; in der einen befand sich ein männlicher Seehund (*Phoca vitulina L.*), gegen 6′ lang, hellgrau, mit zahlreichen kleinen schwärzlichen Flecken übersät, das Haar nass und glatt anliegend. Er war wild und liess sich nicht berühren; als ich ihn nur scharf ansah, fuhr er gegen mich auf, bellte wie ein Hund, aber nur einmal, Wau, und schlug mit einer Pfote so heftig auf das Wasser, dass alle Umstehenden bespritzt wurden.

In der andern Hälfte des Behälters befand sich die weibliche Robbe, etwa einen Fuss kürzer und, wie bei so vielen Thieren, minder bunt, indem auf der dunkleren Grundfarbe die weniger dunklen Flecken kaum bemerkt wurden; an der Seite sah man noch die Narbe einer durch eine Flintenkugel verursachten Wunde und quer über den Rücken einen dunkeln Strich, Spur der Schlinge, womit sie gefangen wurde. Bei der Mutter befand sich die Tochter Pauline, in Paris mit einer Schwester geboren, die als Französin in den Jardin des plantes gekommen sei. Pauline, erst Ein Jahr alt, aber beinahe so gross, wie die Mutter, und ebenso gutmüthig, war ein gut

gezogenes Kind. Es blickte auf, wenn ich seinen Namen nannte, und beantwortete alle die vielen Fragen des Wärters zur Zufriedenheit der Zuschauer.

Geben Sie Acht, meine Herrschaften, ich werde sie fragen und sie wird mir antworten: Pauline, wie machten es deine Eltern, wenn die Jagd losging auf dem Wasser? — Pauline tauchte unter. — Richtig, sie tauchten unter, damit sie nicht gesehen werden sollten; wie hast du es gemacht? — Pauline blieb ruhig. — Sehen Sie, meine Herren, sie ist in Paris geboren und will sagen, dass sie nie gejagt worden sei! Wie alt bist du, 5 Jahre? — Keine Antwort. — 3 Jahre, 2 Jahre? — Keine Antwort. — Ein Jahr? — Nun erst nickte sie, den Kopf unter Wasser bringend. — Ebenso bei der Frage, wo sie geboren sei, nur bei dem Namen Paris nickend. Ebenso machte sie es bei mehreren andern Fragen; das Geheimniss war, dass sie den Wärter aufmerksam ansah, wenn er mit ihr sprach, und wenn er mit dem Kopf nickte, dieses ebenfalls that. Dann hiess es: Pauline, mache einen Sturm! und Pauline schlug mit beiden Pfoten abwechselnd auf das Wasser, dass es schäumte und wogte. Auch die Mutter zeigte sich nicht ungelehrig und reichte, wie man es verlangte, die rechte oder die linke Pfote.

Nun wurde ein breites Brett über die Hälfte dieser Abtheilung gelegt, die Mutter, dann die Tochter, hoben sich empor, legten die Vordertatzen auf das Brett, zogen sich etwas mühsam hinauf, einigemal misslang es auch, hüpften vor und verlängerten den Hals wohl um einen ganzen Fuss, so dass sie, während sie schwimmend die Umrisse eines Delphins zeigten, jetzt einem Hunde glichen, da der Hals sich bei dieser Verlängerung zugleich aufwärts bog und um das Vierfache verdünnte, wodurch die schöne runde Form des Kopfes sichtbar wurde. Sie schnappten nun so aufmerksam und begierig, wie zahme Hunde, nach den lebenden Weissfischen (*Chondrostomus Nasus Valenciennes*), die der Wärter ihnen vorhielt und schluckten solche, den Kopf voraus, ganz hinunter, obschon einige an drei Zoll Durchmesser hatten.

Einmal legte man ihnen den Tisch, ohne sie zu füttern, sie stiegen gleich herauf, sahen aber ganz verwundert aus, als

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

nichts kam, beide blickten dem Wärter bald ins Gesicht, bald auf die Hände, und die Mutter erhob sich bis zum Rande des Kastens und schaute darüber hinüber, ob nicht da unten die Fische seien. Auf das Essen folgte das Exerciren, sie mussten auf das Befehlwort sich links oder rechts schwenken und ins Wasser zurückrutschen.

Einmal wurde vor der Fütterung das Fallgitter geöffnet, der alte Seehund eilte sogleich herein, wollte den andern nichts lassen, bellte sie an und verjagte sie, so dass sich Pauline unter den Tisch verkroch; dennoch war er nicht dazu zu bringen, einen Fisch aus der Hand zu nehmen, man musste ihm solchen ins Wasser werfen, wo er ihn mit grosser Gewandtheit, aber auch mit vielem Geräusche fing.

Alle hatten an der Schnautze einen starken Katzenbart und etwa fünf ähnliche Borsten über den Augen, bei dem Männchen stärker und die Schnautze breiter, die Nasenlöcher wurden an der Luft weit geöffnet, bei dem Untertauchen aber der Länge nach so fest eingezogen und verschlossen, dass man sie kaum noch sah. Ebenso konnten sie die grossen, aber flachen, kohlschwarzen Augen so stark zurückziehen, dass man, wenn sie geschlossen waren, nicht die geringste Wölbung wahrnahm. Den hintern Theil des Körpers konnten sie so stark nach oben biegen, wie kein Landsäugethier; sie nahmen dann die Stellung des Bassas (*Phoca leonina L.*) in Lord Anson's Reise um die Welt an, so dass die Hinterfüsse ganz über dem Wasser in die Höhe standen. Dieses beweist, dass sie wie die Cetaceen eine grosse Muskelkraft und Gewandtheit besitzen, um die zum Auftauchen und Untertauchen erforderlichen Bewegungen auszuführen, was des Athmens wegen nothwendig ist, und dass sie, wie die Fische, vorzugsweise mit der hintern Hälfte des Körpers schwimmen. Dagegen konnte ich nicht bemerken, dass ihnen die Hinterfüsse bei dem Gehen oder vielmehr Kriechen auf dem Trockenen eine erhebliche Hülfe geleistet hätten, vielleicht aber nur, weil der Raum fehlte, um sie einen eigentlichen Gang machen zu sehen. Obschon sie stark aus der Nase dampften, fühlten sie sich ganz kalt an, die Temperatur ihrer Haut überstieg kaum die des Was-

sers, weil dieses ein viel besserer Wärmeleiter ist, als der unter der Haut liegende Speck.

VI. Menagerie der Wittwe Chantheur.

Am 29. Mai 1849 entdeckten wir auf dem Wilhelmsplatze eine Menagerie, geräumig, wohlfeil, ohne Unterschied der Stände, aber leicht und luftig, ein Vorhang statt der Thüre, ein durchscheinendes Zeltdach statt der Fenster, die Thiere in einer Reihe an der nordöstlichen Seite in verhältnissmässig kleinen Behältern, streng gehalten und sparsam gefüttert, daher ruhiger, als die meisten der früher gesehenen.

Zwei Bewohner der Cordilleren eröffneten die Reihe, südamerikanische Hausthiere, die man bisher ebenso vergeblich in Europa einheimisch zu machen versucht hat, als das Kameel in Amerika. Ein weibliches Lama (*Auchenia Llacma Illiger*) hatte die Grösse eines Hirsches und die gewöhnliche gelbröthliche, nach unten ins Weisse, nach oben ins Rothbraune hinüberspielende Farbe, auffallend schöne, grosse, an die der Giraffe erinnernde, aber weniger Geist anzeigende Augen und schlanke, dünne Füsse, bis zur Ferse gespalten, also zweifingerig, beide Finger aber unten durch die Sole wie durch eine Schwimmhaut verbunden. Die Vorderfüsse wurden so aufgesetzt, dass die Ferse stets in der Luft blieb, bei den Hinterfüssen berührten aber die Fersen oft den Boden. Zahlreiche Stechfliegen (*Stomoxys calcitrans L.*) brachten das fromme Thier oft zum Stampfen, oder es streifte mit den beiden Zehen eines Hinterfusses die Fliegen von den Vorderfüssen ab.

Im gleichen Behälter befand sich in friedlicher Eintracht mit dem Lama ein Alpaco oder Schafkameel (*Auchenia Alpaco Tschudi*), sichtbar längst gezähmtes Hausthier und von ersterem ungefähr so sehr verschieden, wie das Trampelthier vom Dromedar, um einen Fuss niedriger, untersetzter, mit kürzerem Kopfe, breiterer Nase, derberen Füssen und wie bei den Angoraziegen lang herabhängender, weich und glatt anzufühlender Behaarung, kohlschwarz mit weissen Binden über der Stirne und über der Nase, und weissem Kinn, auch der unterste Theil der Füsse weiss, wie so häufig bei den Pferden.

Beide nahmen uns Rettige aus der Hand, der Alpaco war aber weit begehrlicher, suchte das Lama wegzudrängen und kam ihm meist zuvor, ohne dass letzteres reagirte, es war beinahe ein Verhältniss, wie zwischen Bock und Schaf bei Hüntgen. Bei dem blosen Spazierengehen dagegen behauptete sich das stärkere Lama in dem Besitze des vordersten Raumes.

Der Bewohner des nächsten Behälters sollte ein Wolf aus der Gegend von Oran sein und hatte ziemlich Gestalt, Miene und Betragen eines Wolfes, besonders fiel die Heftigkeit seiner Bewegungen auf, wann er das Futter erwartete oder vielmehr nicht erwarten konnte, er raste im Behälter herum und sprang gegen die Wand hinauf. Ebenso begierig zeigte er sich nach Wasser, trank jedoch wenig und, wie die Hunde, durch Einschlagen der Zunge, ohne die Nase nass zu machen. Von dem ächten Wolfe unterschied er sich aber durch geringere Grösse und dunklere Färbung, besonders waren die fahlgelben Haare des Rückens stark mit schwarzen vermengt und der weder lange, noch hängende, buschige Schweif fast ganz schwarz. Es war also wahrscheinlich der von Indien bis Dalmatien verbreitete Schakal (*Canis aureus L.*).

Ein grosser brauner Bär (*Ursus Arctos L.*) soll aus Nordamerika stammen. An zwei Ketten kurz angebunden, zerrte er immer an der schwächeren, wohl nur, weil sie seine Bewegungen mehr hemmte. Er verzehrte in kurzer Zeit einen sechspfündigen Laib schwarzes Brod und zwar zuerst das Weiche, dann erst die Rinde; hierauf trank er eine tüchtige Portion Wasser, wie die Pferde die Nase so einsenkend, dass er während des Trinkens nicht athmen konnte und daher oft absetzen oder niesen musste.

Wir legten wiederholt ein Stück Brod auf das Rad des Wagens, worauf sein Behälter stand, so dass es bei der kleinsten ungeschickten Berührung herabgefallen wäre; Petz streckte aber bedächtlich die rechte Tatze zum Gitter heraus, legte sie auf das Brod und hielt es so fest, brachte dann die linke Tatze zwischen zwei andern Stäben des Gitters darunter, fing mit dieser das von der rechten herabgezogene Brod auf und brachte es zwischen beiden zum Munde. Ebenso geschickt fasste er mit

aufgesperrtem Rachen das ihm zugeworfene Brod auf, wie der Elephant und das Nashorn.

Eine männliche Hyäne (*Hyaena striata Zimmermann*) war so eng eingesperrt, dass sie sich kaum umdrehen konnte, dabei ganz isolirt und so zahm, dass der Wärter sie wie einen Hund streichelte, sie bot daher keinen Stoff zu neuen Beobachtungen.

Unter den Affen zeichnete sich ein Mandril (*Cynocephalus Mormon Desmarest*) durch Grösse, Schönheit und Ruhe aus, es war ein junges Männchen, die Nase beinahe noch blau, wie die Backen, die langen Haare des Scheitels glatt zurückgelegt, was ihm ein frommeres Aussehen gab, doch konnte er sie gereizt kammartig auf kurze Zeit in die Höhe richten und zeigte er dabei mit langsamem Kopfschütteln die grossen Zähne, so hatte man ganz das furchtbare Thier vor sich.

Einen lebhaften Gegensatz zu diesem ernsten Westafrikaner bildeten zwei Ostafrikaner, grüne Meerkatzen (*Cercopithecus griseo-viridis Desmarest*), beide junge Männchen, schlank, zierlich und gewandt, unter sich verträglich, aber zuweilen, wenn ihnen etwas gereicht wurde, mit dem stärkeren Nachbar Händel anfangend, wobei der Mandril mit seiner grossen Tatze herüberschlug und sie treuvereint und schreiend solche zu fangen und zu beissen suchten. Oft übten sie sich in leichten Sprüngen gegen die Wand und Decke des Behälters oder schaukelten sich vor der Bude im Freien als Lockvögel für die zahlreichen Zuschauer.

Sie wechselten in dieser Rolle, wie in der Wohnung, mit dem nordafrikanischen Magot (*Inuus ecaudatus Geoffroy*), einem der bekanntesten und bösartigsten Affen; der gegenwärtige war aber ein Weibchen und ziemlich friedfertig. Man hatte ihr ein buntes Kaninchen gegeben, welches sie förmlich an Kindesstatt angenommen hatte. Sagte der Wärter: du musst es hergeben, so nahm sie dasselbe in die Arme, drückte es fest an die Brust und schnitt jämmerliche Fratzen dazu; wurde sie aus dem Behälter herausgenommen und vor die Bude gebracht, so nahm sie das Kaninchen mit, hielt es fest umschlungen und hütete es auch auf dem Brette so, dass es sich nicht entfernen durfte. Sonst bekümmerte sie sich indessen nicht viel um ihr gut

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

gezogenes Kind; dieses hielt sich ganz ruhig im hintersten Winkel des Käfigs auf, während der Affe vornen sass; reichten wir endlich etwas Essbares hinein, so langte die Mama nach Allem, behielt es für sich und das Kaninchen schlich herbei, um die abfallenden Brosamen oder Rettigblätter aufzulesen. Versuchte es auch von dem Rettig, welches sie in der Hand hielt, ein Blatt abzureissen, so fasste sie es mit der andern Hand bei den Ohren und schob es zurück; dem Kaninchen unmittelbar etwas zukommen zu lassen, war rein unmöglich, wir sahen ein treues Bild der Erziehung durch Rücksichtslosigkeit zur Rücksichtslosigkeit.

Ein einsamer Laponder (*Inuus nemestrinus Geoffroy*) in der obern Reihe über dem Mandril gab keinen Stoff zu Bemerkungen. Von zwei über der Hyäne zusammengesperrten Java-Affen (*Inuus Cynomolgos Wagner*) war der grössere blind. Durch den Mangel des nöthigsten Sinnes genöthigt, Gehör und Gefühl an dessen Stelle treten zu lassen, behauptete er das Recht des Stärkeren nur insoweit, dass er den besten Platz vornen rechts im Käfig einnahm, sein Nachbar machte dagegen das Recht des Gewandteren im vollsten Umfange geltend und wusste, so lange wir die Blindheit des ersteren nicht entdeckt hatten, ihm Alles vor der Nase wegzunehmen und hinter dem Rücken zu verzehren. Als wir endlich erfuhren, warum der ältere Affe, so oft sich ein Zuschauer nahte, die Hand bettelnd ausstreckte und doch nicht zugriff, berührten wir nur leicht seine Fingerspitzen mit dem Rettig oder Obst, worauf er ebenso rasch als gewandt es fasste und dieses gelang ihm selbst dann, wenn wir nur die Rückseite der Hand oder den Arm berührten.

Neu und besonders unterhaltend waren uns zwei Vögel aus der grossen Familie der Papageien, der seltene grüne Ara (*Psittacus militaris L.*) aus Südamerika und der weisshaubige Kakadu (*Psittacus cristatus L.*) aus den Molukken. Der Ara hatte die Grösse der rothen und blauen Aras, einen schwarzen Schnabel, darüber ein dunkelrothes Stirnband, Kopf, Hals und Rücken schön grün, an den Flügeln in blau übergehend, die langen Federn des keilförmigen Schwanzes oben und unten blau, in der Mitte dunkelroth; der Kakadu hielt die Mitte zwischen

dem kleineren gelbhaubigen (*Psittacus sulphureus L.*) und dem grösseren rothhaubigen (*Psittacus moluccensis L.*) und unterschied sich von beiden auch dadurch, dass die Federn der Haube breiter und oben stumpf abgerundet waren; in ruhender Stellung erschien er ganz weiss, den Schnabel und die Füsse ausgenommen, welche schwarz waren; wenn er aber aufflog, sah man, dass die innern Flügelfedern der Länge nach halb weiss, halb citronengelb waren und bemerkte auch am Schwanze gelbe Federn.

Von einer langen Stange mitten in der Bude hingen ein blecherner Querstab mit Bogen, Trink- und Essgefäss als Wohnsitz des Ara und ein Käfig als Wohnung des Kakadu herab, obschon frei, besuchte nie einer die Wohnung des andern, waren sie oben auf der Stange und man bot ihnen eine Nuss, so stieg immer der Ara nur auf den Stab, der Kakadu nur auf den Käfig herab, um die Nuss zu holen. Der Ara nahm dabei gern die hängende Stellung seiner anders gefärbten Landsleute an, der Kakadu nie, auch konnte der Ara die Nüsse ohne Schwierigkeit aufbeissen, was dem Kakadu nur bei einigen gelang, dagegen biss der letztere grosse Splitter von der Stange ab, auch sahen wir ihn die verschlossene Thüre seines Käfigs öffnen, um auf die Stange zu klettern.

Hier hatten sie oft Streit mit einander, was um so drolliger anzusehen war, als es nie bis zu Thätlichkeiten kam. Der Ara schrie laut und oft sein Arra, benahm sich aber sonst schwerfällig und phlegmatisch und sperrte blos den Schnabel drohend auf, wenn der Kakadu ihm zu nahe kam. Ganz anders der Landsmann der gewandten Malaien, er ahmte dessen Stimme so täuschend nach, dass er darüber die eigene vergessen zu haben schien *), pfiff dazwischen und machte die komischsten Bewegungen, bald wie eine Nachteule sich hebend und bückend, bald wackelnd den Fuss auf der Seite des Gegners hebend und senkend, bald mit den Flügeln schlagend; dabei wurde der Kopf höhnend in die Höhe geworfen oder tief nach unten gedreht

---

*) Auch ein grüner Papagei (*Psittacus aestivus L.*) hatte den oft gehörten Ruf so angenommen, dass er nichts als Arra von sich hören liess; man sieht, dass ein Schreier viele Nachbeter findet.

und der Gegner mit dem andern Auge beschaut, und bei diesen sich rasch folgenden Bewegungen die Haube in die Höhe gezogen und wieder herabgesenkt, so dass diese wirklich die Dienste eines Schildes gegen feindliche Schnabelhiebe zu leisten scheint, es hatte ganz das Ansehen, als wäre sie im Falle des Ernstes mit derselben Gewandtheit dem Schnabel des Ara entgegen gehalten worden, wie die Hörner des Bocks den Zähnen des Wolfs, aber die Südländer liessen es, wie gesagt, nie so weit kommen, und eine dargebotene Nuss war hinreichend, den einen sogleich vom Kampfplatze abzurufen, ohne dass er eine Verfolgung zu besorgen gehabt hätte.

Gegen den Wärter zeigte der Ara amerikanische Gleichgültigkeit, der Kakadu viel Zuneigung, er schmeichelte ihm, liess sich streicheln und kratzen und willig in den Käfig bringen.

Dieses Spiel ergötzte uns noch lange am Abend des 31. Mai, eine Stunde darauf wurde das Zelt abgebrochen, die Gesellschaft reiste im Mondschein ab und den folgenden Tag war jede Spur von ihr verschwunden.

---

3. Ueber hydraulischen Cement.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

In dem ersten Jahrgang dieser Hefte S. 157 flg. ist von dem zu Hamburg und zu Bielefeld von dem Berichterstatter angetroffenen, zu Wasser- und zu Hochbauten angewendeten Mörtel und dessen Bereitung Nachricht gegeben und die Ansicht geäussert worden, dass das Material zu solchem Cement sich auch in Württemberg finden werde und dass die Wichtigkeit der Sache es wohl verdienen würde, wenn Versuche in dieser Richtung angestellt würden.

Ein solcher wurde nun im Laufe des Jahres 1847 angestellt und wir geben im Folgenden die Resultate desselben.

Es wurden zweierlei Kalksteine, welche in der Nähe von

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg

Jahr/Year: 1850

Band/Volume: 6

Autor(en)/Author(s): Martens Georg Matthias

Artikel/Article: 2. Die Menagerien in Stuttgart 85-123